



Joachim
Lottmann

Unter Ärzten

Roman

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2011

© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture / Hanka Steidle

Gesetzt aus der Aldus

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04012-8

Teil 1

Seltsamerweise weiß jeder genau, was ihn in der Therapeuten-szene erwartet. Überrascht ist man nie, immer nur enttäuscht. Das Bild, das jeder von der Sache hat, entspricht haargenau der Sache selbst. Nur halt noch mal viel weniger glamourös, als man im stillen gehofft hatte. Allerdings: Damit wollte ich mich nicht abfinden. Ich suchte den Psychiater mit dem gewissen Extra, mit dem rollenden R und dem nervösen Zucken. Das Klaus-Kinski-Monster vielleicht. Oder den abgedrehten Professor, den Übervater, den alten Mann mit Bart, der 40 Berufsjahre lang die Abgründe der Seele geschaut hatte. Es mußte gar nicht Sigmund Freud persönlich sein. Auch eine Frau war mir recht; auch da gab und gibt es grandiose Klischees. Die verrückte Nymphomanin, die im Kleid der Ärztin ihre Patienten in die Schizophrenie treibt und sich an ihnen vergeht. Zum Beispiel. Aber natürlich war der Anfang meiner Suche von all dem das Gegenteil. Ich ackerte eine Telefonliste der ›Deutschen Psychologischen Gesellschaft‹ durch. Bis auf zwei oder drei Ausnahmen stieß ich nur auf Frauen. Und diese Frauen leiteten alles in einer irgendwie vertraut-langweiligen Leidenschaft herunter, als lebten wir noch in den doch recht unerfreulichen WG-Tagen der Siebziger. Vielleicht handelte es sich um eine negative Auslese: Die besseren Kollegen hatten mehr zu tun, die bekam man wohl nicht sofort an den Apparat.

Um trotzdem erst einmal weiterzukommen, ging ich einige Verabredungen zu sogenannten Erst- und Beratungsgesprächen ein. Man muß wissen, daß diese Erstgespräche nicht di-

rekt von der Kasse bezahlt werden, sondern das Geld – und das erinnert ein bißchen an die Bordellsituation – vor Beginn des Gesprächs in bar auf den Tisch der Therapeutin gelegt wird, 150 bis 170 Mark für 40 Minuten. Also, die erste Frau war gleich ein Flop, und wie ich hoffte: der größte Flop, denn von nun an konnte es nur noch bergauf gehen. Es sei mit zwei Sätzen abgetan, denn Hohn und Spott sollen hier nicht ausufern: Eine etwa fünfzigjährige Frau mit schwarzen Lederstiefeln und betont humorlosem Rottweilergesicht attestierte mir rundheraus, daß es für mich keine Heilung gebe. Ich solle ins Universitätskrankenhaus in die Notaufnahme fahren und mir Medikamente gegen meine Angstschübe geben lassen. Wir saßen in einem völlig unaufgeräumten Zimmer, weit voneinander entfernt, ich auf einem Design-Sofa, sie auf einem Stuhl, wobei es finster wurde und sie kein Licht machte. Nun gut: Sie war die einzige gewesen, die mich noch am selben Tag treffen wollte. Sie war wohl keine richtige Ärztin, denn sie durfte nichts verschreiben. Sie war auch nicht auf dieser offiziellen Liste des Psychoanalytiker-Verbandes, sondern ein Geheimtip. Eine Bekannte meines Bruders, die sogenanntes Coaching »machte«, schwärmte von ihr, sie sei »richtig gut«. Mein Bruder hatte seine erste vierjährige Therapie Anfang der 80er gemacht. Er hieß übrigens Ekkehardt, sagte ich es schon?

Ich war bei meiner Therapeutensuche also noch weit entfernt vom Ziel, begann mit den ersten Schritten, verhedderte mich noch bei Dilettanten. Trotzdem: Warum wurde ich abgelehnt? Weil mir meine übergroße Distanz zu dieser Szene, mein Abscheu gegen den Psycho-Jargon, gegen die vorgeschriebenen Kuschelrituale und Unterwerfungsgesten anzu merken war? Nehme ich an.

Ich ging wieder die Telefonliste durch. Ich hatte meine allererste Therapie, nebenbei bemerkt, mit 17 gehabt. Als Schüler interessierte ich mich für Marxismus und für die Psychoanalyse; das waren außer Fußball die einzigen Volksreligionen.

Das war aber lange her. Inzwischen war ich nicht mehr aus Neugier bei dem Fach, sondern aus Bedrängnis. Meine Freundin verlangte von mir, »mal zum Therapeuten« zu gehen, da sie selbst eine Therapie machte und zudem meinte, ich hätte es nötig. Ich stand unter Druck. Ohne Therapie keine Freundin mehr. Den Job als Textchef hatte ich fast schon verloren. Ein anderer war nicht in Sicht. Ich war nicht mehr jung und so gut wie arbeitslos.

Was lag näher, als eine Therapie zu machen? Es würde bestimmt hart werden. Obwohl ich Ärzte liebte. Mein Leben lang war ich gern bei Ärzten in Behandlung gewesen. Einmal, bei einem Zahnarzt, ein ganzes Jahr lang, jede Woche, 52 mal. Jedesmal bekam ich zwei bis vier Spritzen. Ich liebte die weißen Gegenstände, die kollektive Routine um mich herum, das Lachen der jungen Helferinnen. Nichts davon war bei der Rottweilertherapeutin übriggeblieben, die immer nur signalisierte: Ich mach dir nichts vor, du kleiner Arsch, also mach mir auch nichts vor. Die Ärzte, mit denen ich nun telefonierte, wirkten kaum besser. Einer hörte sich verschlafen meine Krankengeschichte an, bis er endlich entschied, keine Kapazität frei zu haben.

Ich verabedete schließlich mit folgenden Leuten eine Therapiebeginn- oder Beratungsstunde: Anna-Sophie Blöder, eine Frau mit Doktorengrad, im billigen Studentenviertel lebend, ohne Arztschild, im vierten Stock ohne Aufzug. Lena von Düpperts, im reichen Harvestehude. Hier nahm endlich einmal nicht die Ärztin selbst ab, sondern eine forsche Assistentin, die auch nicht im schleppenden Szenedeutsch daherkam, sondern militärisch knappe Anweisungen gab. Angelika Berghaus, etwas bessere Studentengegend, nicht urban, aber teuer, gleich neben der Universität. Sie wirkte einigermmaßen sympathisch. Dierk Schleyden, endlich ein Mann, mehrfache Doktorgrade, aufgeklärt-bürgerliche Wohngegend. Seine Stimme war schon auf dem Band angenehm manisch, von dunkler, vibrierender,

unheilvoller Verrücktheit. Aber ich konnte mich auch täuschen. Als ich ihn persönlich am Apparat hatte, wirkte er eher jugendlich und fast heiter. Roman Lesmeister, nur ein Diplom, unscheinbares Winterhude als wenig inspirierende Adresse. Auch sonst hinterließ er keinen Eindruck auf mich. Vom Vornamen ›Roman‹ her zu schließen, war der Mann noch jung. Jünger als ich. Das konnte nichts werden. Ebenso verhielt es sich mit Melanie Bechtolf aus dem Wacholderweg. Wo war der Wacholderweg? Etwa in der Nähe des Flughafens? Stunden von der City entfernt? Die Frau sprach gebrochen Deutsch und wollte auf der Stelle gleich ZWEI Stunden machen, sprich 300 Mark. Widerwillig sagte ich zu. Sie hatte keinen Doktor und wohnte in einer Proll-Gegend. Durfte ich mir das zumuten? Immerhin ging es mir wirklich nicht so gut. Der falsche Arzt konnte da vollends die Lebenslust dämpfen. Doch zunächst brauchte ich so etwas wie Vollzugsmeldungen für meine Freundin. Sie machte ihre Therapie, ich sollte meine machen, na ja, wer machte eigentlich keine? Ganz Deutschland lag damals in Agonie. Mir fiel übrigens auf, daß die feudal-zackige Anita von Arnim als einzige nicht von Bargeld gesprochen hatte, sondern von der Krankenversicherungs-Scheckkarte, die ich mitbringen sollte.

Nach ein paar Tagen, am 4. Juni, entdeckte ich noch einen weiteren männlichen Arzt. Er wirkte nett und gütig, fast mitleidvoll, sagte auch nicht, er sei bereits besetzt. Aber auch hier: eine junge Stimme. Wohl kein weiser, weißhaariger Professor mit Bart und dicker Hornbrille. Wieder ein dynamischer Fitnessapostel, der einen in den Arbeitsprozeß zurückcoachte. Beim nächsten Mal wollte ich als erstes nach dem Alter fragen. Er sagte, ich müsse erst ein sogenanntes Delegationsgespräch mit einem anderen Arzt führen, ehe er tätig werden dürfe. Er nannte Namen und Telefonnummer. Dort war dann ein Tonband dran und verwies auf eine bestimmte Sprechzeit: Freitags von 7.50 Uhr bis 8.10 Uhr war der Herr angeblich zu sprechen.

Meine zweite Psychiaterin war schon besser als der Anfangsflop. Ich traf Frau Doktor Boehnke zur Mittagszeit, wie gesagt, im billigen Studentenviertel im vierten Stock ohne Aufzug und ohne Arztschild. Die Frau war um die 50, hatte eine schöne, sonnige Wohnung, kleidete sich aber betont studentoid: Der alte Pullover war geflickt, dem Rock fehlten ein paar Knöpfe. Sie war füllig, die kurzen Haare hatte sie rot gefärbt. Ansonsten fehlten kräftige Farben in der Wohnung, alles war beige, weißgetüncht, schwarz oder schwarzbraun, die Möbel waren aus Holz. Mein erster Eindruck: Hier war es leer und karg, aber auch sauber und frisch. Im Behandlungszimmer stand eine klassische, mit persischen Deckchen drapierte Psychiatercouch aus dem letzten Jahrhundert. Eine leichte Hemmung hinderte mich daran, mich daraufzulegen. Leider. Sicher hätte ich lockerer gesprochen, ekstatischer gebeichtet. Aber so: Ich kam mir blöde vor, als ich über mein »Problem« sprach. Was hatte ich eigentlich? Ich hatte es mir zurechtgelegt, aber wieder vergessen. Irgend etwas mit Autodestruktion. Ich zerstörte mich selbst. Mich bedrückte, daß es sich für andere wahrscheinlich ironisch und pseudowitzig anhörte, und für mich selbst auch, wenn ich große Worte darüber machte. Man mußte sein Problem in einem bestimmten Ton vortragen, den ich nicht richtig hinkriegte, was mich traurig machte, denn ich wollte mich ja mitteilen.

Die Frau sagte, sie sei aus Gründen, die mich nichts angingen, nicht mehr in der kassenärztlichen Vereinigung. Deswegen müsse ich die 150 Mark pro Stunde – sie schlug drei Stunden Einführungsgespräche vor – selbst bezahlen. Die kassenärztliche Vereinigung sei so eine Sache für sich, darüber würde sie mir gern ein andermal etwas erzählen, aber nicht jetzt, ich möge das bitte schön akzeptieren. Sie fragte, ob ich meinen Vater gehaßt habe.

»O nein, natürlich nicht. Mein Vater war ein wundervoller Mensch. Ein bißchen schwach vielleicht. Ein bißchen schwach

entwickelt im Geistigen, im Intellekt. Wahrscheinlich zu doof für diese Welt, wenn Sie entschuldigen, also wenn ich das so sagen darf ...«

Bevor sie fragte, ob ich meine Mutter sexuell begehrt hätte, berichtete ich vom »Problem«.

»Wissen Sie, ich bestrafe mich für jeden Erfolg. Wenn ich beruflich reüssiere, vergraulle ich mein Mädchen. Wenn ich in der Liebe Glück habe, versage ich beruflich. Erbe ich Geld, mache ich sofort einen schrecklichen Autounfall. Ich Sorge dafür, daß es mir summa summarum eher schlecht geht, ja, daß meine Lage verzweifelt bleibt. Geht es mir einmal richtig gut, sterbe ich schier vor Angst. Ich muß dann die Situation wieder zerstören.«

Ich sagte, ich hätte zur Zeit ein wirklich nettes Mädchen und wolle es behalten. Das sei für mich ein riesiger Positivposten in der Lebensbilanz. Um trotzdem ein Gleichgewicht von Plus-minusnull zu erhalten, müsse ich nun andauernd die schlimmsten Dinge tun. Kürzlich hätte ich meine mit Geldscheinen und Ausweisen prall gefüllte Brieftasche in den Fluß geworfen, um mich wieder besser zu fühlen.

Sie fragte nach einem weiteren Beispiel. Sie glaubte mir meine Geschichte nicht. Sie glaubte wohl, ich machte mir selbst etwas vor. Ich hätte mir da eine tolle Räuberpistole ausgetüfelt, an die ich selber glaubte. Doch was steckte wirklich dahinter? Haßte ich meinen Vater? Begehrte ich die eigene Mutter? Ich versuchte nun, etwas ratloser zu erscheinen. Ich baute viele »ich, äh« und »es ist so, äh« in den Redefluß ein.

»Wissen Sie ... ich, das ist zum Beispiel ... also, ich, äh, ich glaube äh, ich habe da ein Beispiel. Hm. Meine Freundin und ich sind in einem Lokal verabredet, äh. Wir lieben uns sehr sozusagen. Alles läuft, äh, so richtig gut eigentlich. Viel zu gut sozusagen. Ich verdränge dann, daß wir in dem LOKAL verabredet sind, so ein Restaurant ist das. Ich bilde mir plötzlich ein, wir wären in der Wohnung verabredet, und ich warte dort

auf sie. Sie kommt aber nicht, sondern wartet in dem Lokal. Ich werde immer unruhiger, sie immer wütender. Der Abend vergeht. Ich gerate in Panik. Ich betrinke mich. Ich nehme Tabletten. Ich laufe wie ein Irrlicht durch fremde Straßen und anonyme Städte. Sie macht mit mir Schluß. Erst als alles zu spät ist, fällt mir die Lokalverabredung wieder ein.«

Sie fragte, welches Gefühl ich in den Sekunden hatte, als die Verabredung gemacht wurde.

»Ich fühlte mich schlecht. Ich hatte gar keine Lust zu kommen. Ich war gerade seit ein paar Minuten ein bißchen schlecht gelaunt, deprimiert so ein bißchen. Ich langweilte mich gerade, sah trübe aus dem Fenster, dachte an die endlos anstrengende Sache, die bevorstand ... Ich hätte mich nämlich mit einem wildfremden Allerweltsangestellten unterhalten müssen, den meine Freundin bereits seit Stunden abfüllte, irgendein entfernter Bekannter von ihr, von dem ich dachte, er müsse langweilig sein. Das, äh, war er gar nicht, was ich da aber nicht wußte. Nein, ich hätte mich viel lieber mit eigenen Freunden getroffen, mit Künstlern, Berserkern, Außenseitern, mit schwierigen, charismatischen, gebrochenen, kurz: kreativen Menschen. Ich hätte mich gerne anregen, inspirieren lassen an diesem Abend, denn ich hatte gerade meinen Job so gut wie verloren und brauchte irgendwelche neuen Ideen. Ich wollte, äh, als Autor wieder arbeiten, und dazu braucht man das Abseitige und Abweichende, wenn man auf Ideen kommen will ...«

Sie schien mich absolut nicht zu verstehen, und so wiederholte ich den letzten Gedanken, der mir jetzt natürlich total hohl vorkam:

»Ich, äh, brauche zwei Dinge im Leben: Inspiration und, äh, Liebe. Die Frauen geben mir die Liebe, alles andere geben mir die Künstler. Irgendwie, äh. Dazwischen gibt es nichts. So ein normaler Angestellter höhlt mich nur aus. Deshalb meine Unlust in dem Moment der Verabredung mit meiner Freundin sowie einem Vertreter der bundesdeutschen Angestelltenkultur.«

Die Alternativanalytikerin fragte mich, ob mir jene ›Unlust‹ denn bewußt gewesen sei.

»Ja. Aber ich hätte mich niemals getraut, das zu sagen ...«

Die vierzig Minuten waren erschreckend schnell um, zumal wir noch tatsächlich und sehr ausführlich über die kassenärztliche Vereinigung sprachen. Ich ging mit dem Gefühl, von meinem Problem bereits ein Zipfelchen erkannt zu haben: Ich konnte gegenüber meiner Partnerin meine Interessen und Gelüste nicht äußern. Daran mußte ich nun ›arbeiten‹. Wir verabredeten zwei weitere Termine. Ich war nicht begeistert, aber guter Dinge.

Der erste männliche Arzt war noch um ein Vielfaches besser. Von der billigen Studentengegend kämpfte ich mich nämlich ins halbwegs lebenswerte Winterhude vor, in die Sierichstraße, Ecke Maria-Louisen-Straße, nicht weit weg vom hochbürgerlichen Johanneum. Das Johanneum ist ein 465 Jahre altes Elitelyceum in der Hansestadt. Wenn es hier keinen guten Arzt gab, wo dann?

Es handelte sich um eine Gemeinschaftspraxis von sieben behandelnden Therapeuten. Einen Empfang gab es nicht. Ich befand mich ziemlich unvermutet in einem Labyrinth von Behandlungszimmern, genauer gesagt: in einem mehrfach gebogenen, verwinkelten Flur einer hohen, dunklen Altbauwohnung. Einige Türen waren geöffnet und die Zimmer leer – überall sah ich erneut die typische Sigmund-Freud-Couch mit den persischen Deckchen drauf, als könne man die Dinger irgendwo im Dutzend bestellen –, andere Türen waren zu, und ich hörte das Sorgengemurmel der Patienten.

Ich war nun, nach zwei Frauen, sehr gespannt, auch auf mich selbst. Würde ich dem Seelendoktor dasselbe erzählen wie seiner weiblichen Kollegin? Und würde er andere Fragen stellen? Würde ich, bereits weitergebracht durch das erste Gespräch, auf einem höheren Niveau beginnen? Kam ich langsam hinein in die Psycho-Szene? Ging es mir vielleicht bereits besser? Ich

wußte, daß ich mich ungern wiederhole. Ich würde also etwas anderes erzählen, etwas Neues, aber was? Leider führten wir nur ein sogenanntes ›Delegationsgespräch‹. Dr. Dr. Tönnies war nämlich ein richtiger Arzt, mit richtigem Diplom, und er mußte für jenen anderen Arzt, der kein richtiger Arzt war, wohl aber sein Freund und Kumpel, bescheinigen, daß ich in Behandlung mußte. Dieser Delegationsarzt also, ein knapp Vierzigjähriger in Jeans und Turnschuhen, kam schnell auf den Punkt.

»Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihrem Vater?« fragte er nicht ohne Neugierde. Ich gab ihm die entsprechende Antwort.

»Und wie ist Ihr Verhältnis zu Ihrer Mutter?« wollte er wissen. Ich sprach etwa zehn Minuten und faßte ungefähr wie folgt zusammen:

»Er (der Vater) war Kriegsteilnehmer. Dem Leben war er nicht sonderlich gewachsen. In den Redeschlachten mit meiner Mutter zog er immer den kürzeren. Er war eben nicht eloquent – der Krieg hatte ihn geprägt. Er tat mir leid. Er war Lehrer und wollte außerhalb des Unterrichts nichts mit Kindern zu tun haben, also leider auch nichts mit den eigenen. Es gibt da noch einen zwei Jahre älteren Bruder, der Ekkehardt heißt, wissen Sie.«

»Welches Problem haben Sie denn nun genau?« fragte der Arzt aggressionslos, fast süßlich. Seine Physiognomie hatte übrigens rein gar nichts, was ich mir hätte merken können.

»Ich leide wohl unter einem echten ›Trauma‹ ... Ich schein genauso versagen zu müssen wie mein Vater.«

»Wann trat das zum ersten Mal auf?«

»Das habe ich mich auch oft gefragt. Da gab es nämlich einen Bruch. Bis ich zwölf war, war ich lustig, koboldhaft, ein Clown, sehr lebendig. Und dann: das Grauen. Das Trauma trat nämlich auf, als ich aufgeklärt wurde.«

»Aha!«

»Der Himmel verzog sich, alles wurde grau. Das Leben hatte seine Farbe verloren, seinen Spaß und seinen Sinn. Seitdem

vegetiere ich nur noch. Besser wurde es erst mit der ersten Freundin. Bis dahin hatte ich, immerhin dreieinhalb Jahre lang, eine ZwangspHobie zu bekämpfen: Ich hatte Angst, schwul zu sein. So wie ich heute die ZwangspHobie habe, meine Freundin würde mich verlassen. Beides nährt sich irgendwie aus derselben Quelle. Ich möchte herauskriegen, welche.«

»Sie sollten eine Analyse machen. Es muß Ihnen geholfen werden.«

Ich sagte ihm, daß das auch meine Meinung sei. Im vorletzten Monat, das war der April, seien meine Angstzustände schier unerträglich gewesen.

»Es ist wie ein Zug, der abfährt und den ich verpasse. Ich laufe hinterher und schaffe es nicht. Meine Freundin ist einfach stärker, schneller, kompetenter, intelligenter, eloquenter, denkt besser, kennt das Leben besser, macht alles richtig, ermüdet nie ... und ich versage, und sie erkennt immer mehr, was für eine Flasche ich bin. Mir bricht der Angstschweiß aus, ich verzögere die Entwicklung, aber es ist unvermeidlich: Sie sieht, was für ein Totalausfall ich bin, und wirft mich weg wie eine faule Tomate, und ich drehe durch, habe alles verloren, habe mich für sie ruiniert, lande in der Gosse, ja: muß mich umbringen. Ich habe so schreckliche Angst, mich schließlich umbringen zu müssen ...«

»Sie brauchen Hilfe. Ich werde Ihnen bescheinigen, daß Sie eine Analyse benötigen.«

»Ja. Bei allen Frauen war es so, daß ich mich am Ende heillos unterlegen fühlte und wie paralysiert in den Abgrund starrte. Ich konnte schließlich nicht mehr arbeiten, nicht mehr mit anderen Menschen kommunizieren, war gefangen im Angstzustand ...«

»Ich schreibe Ihnen das jetzt auf, daß Sie eine Analyse brauchen. Wie ist denn Ihr Verhältnis zu Ihrer letzten Partnerin gewesen?«

»Wieso gewesen? Ich habe sie ja noch.«

»Sie haben noch immer eine Partnerin?« fragte er erstaunt.

»Ja. Also ... wie soll ich es griffig ausdrücken ... Mein Verhältnis zu ihr ... es gibt da so ungefähr eine Million Küsse pro Tag. So Schmuse-Orgien, wissen Sie. Wir schlafen täglich miteinander und mögen uns sehr. Um so schlimmer ist meine Angst, sie könne entdecken, was für ein Flop ich bin.«

»Haben Sie Ihren Vater gehaßt? Hatten Sie je die Phantasie, ihn womöglich töten zu können? Oder Ihrer Freundin Gewalt anzutun?«

»Nein ... wirklich nicht. Ich habe meiner Freundin gegenüber einen Minderwertigkeitskomplex, weil mein Vater ein Versager war. Dabei mochte ich ihn ganz gern und fand, daß man ihn unfair behandelte. Ununterbrochen hat die Frau ihn angegiftet – dabei konnte er doch nichts dafür, nicht so eloquent zu sein. Sie hat ihn zum letzten Deppen gemacht, zur Wurzel allen Übels, den armen Kerl. Ich wiederhole mich. Er tat mir so leid. Das Leben hat ihn zerrissen, er hatte nicht den Hauch einer Chance.«

»Und jetzt ist es mit Ihnen und Ihrer Freundin ganz ähnlich, nicht wahr? Finden Sie nicht? Sie kommen irgendwie nach dem Vater, oder?«

»Jaja, schrecklich.«

»Das ist die Vererbung.«

»Wenn man doch nur etwas dagegen tun könnte. Meine Freundin ist ja auch so eloquent. Sie redet von morgens bis abends. Sie ist eine rheinische Frohnatur, wissen Sie. Anfangs habe ich hundertmal am Tag kontra gegeben. Jetzt habe ich nur noch Angst. Ich frage mich nur noch, ob ich etwas Falsches sagen könnte – und höre lieber bloß zu, angestrengt aufmerksam und mucksmäuschenstill. Bloß keinen Ärger machen! Sonst macht sie mich fertig, wie einst meine Mutter meinen Vater. Ich lebe in permanenter Angst. Sage ich etwas, macht sie mich fertig. Sage ich nichts, entlarve ich mich als Flop. Dabei ist das alles Quatsch. Denn sie liebt mich ja.«

»Was passierte, als Sie 13 wurden?«

»Ich wurde, wie gesagt, ›aufgeklärt‹. Von meiner Mutter. Das hat mir den totalen Schock versetzt. Von da an war das Leben vorbei.«

»Was war so schlimm an der Situation? Begehrten Sie Ihre Mutter sexuell?«

»Tja, LOGISCH ist das nicht herleitbar. Ich weiß noch, wie wir in dem stillen, toten Schlafzimmer waren, wie sie flüsternd und verdruckst davon sprach, von diesen Ungeheuerlichkeiten. Und wie die Vögel aufhörten zu singen, die Blätter von den Bäumen fielen, wie alles kraftlos und traurig wurde auf der Welt.«

»Was hatten Sie denn vorher gedacht, über das Thema?«

»Nichts. Komplett verdrängt. Den Unterschied zwischen Jungen und Mädchen hatte ich in der Phantasie regelrecht wegretuschiert.«

»Wenn Sie solche starken Verlassenheitsphobien haben und möglicherweise schon als Kleinkind hatten, wäre das eine Erklärung: Der Unterschied – als trennendes Element – hätte Ihnen Angst gemacht, und so verdrängten Sie ihn.«

Donnerwetter! Das war die erste Erklärung des Arztes! Er wagte sich erstmals vor ans Netz. Warum? Weil die Stunde zu Ende war. Ganz am Ende wollen die Ärzte den Leuten wenigstens IRGEND ETWAS mit auf den Weg geben. Dr. Dr. Tönnies stand auf und verabschiedete mich. Es war ja nur eine Delegationsstunde gewesen, und wir würden uns niemals wiedersehen. Er lächelte, sah mich aber nicht an und drehte sich rasch weg.

Tags darauf besuchte ich wieder zwei Ärzte hintereinander. Ich merkte, daß ich es nicht mehr schaffte, meine Story ein weiteres Mal dramatisch vorzutragen. Da war ein endvierziger Bartträger im besten Eppendorf, der sein Leben lang Studienräte in seinem Haus in der Toskana behandelt hatte. Sein Bart war weiß durchsetzt und blaßblond. Seine Augen wirkten auf mich wäßrig und müde, also gar nicht. Er hatte die Hagerkeit

des Ökos und die Arroganz gegenüber dem Nichtöko, dem lebhaften Menschen. Bäume starben, und ich lachte noch! Aber das Lachen würde auch mir noch vergehen ... Er sprach wenig, und wenn, dann schleppend und lahm. Er schien Mühe zu haben, seine wenigen Gedanken in Worte zu fassen. Auch ich hatte wenig Lust, irgend etwas zu sagen. Bei Dr. Tönnies war ich bis zum Ödipuskomplex vorgedrungen – hier quälte ich mich erneut durch den Anfang. Ich hatte das meiste auch schon wieder vergessen und verdrängt, was ich den anderen Ärzten gesagt hatte. Schlimm! Schon Minuten nach der Beichte wußte ich nicht mehr, was geredet worden war. Wie sollte es dann langfristig nutzen? Zeigte das nicht, wie hochgradig belanglos und unnatürlich der Psycho-Talk im Grunde war? Es rüttelte mich auch nicht auf, bewirkte so gut wie nichts in mir.

Dieser Toskana-Fraktion-Arzt war nun wieder einer von der Sorte, die andauernd schwieg. Ich erzählte, daß mein Vater ein Versager gewesen sei und ich deswegen in Zweierbeziehungen ein ebenso großer Versager sei, obwohl ich eigentlich klüger und fähiger sei als er. Der Arzt fragte, was das denn mit mir zu tun habe, diese Bemerkung; er verstünde den Zusammenhang nicht. Ich sagte:

»Nun ja, es ist eben zwanghaft. Ich MUSS lauter Mist bauen, um auch so zu versagen.«

»Ja, und was hat das jetzt mit Ihnen zu tun? Ich weiß nicht, warum Sie mir das erzählen. Sie erwarten von mir eine gewisse Hilfestellung, die ich Ihnen aber nicht geben kann. Sie sagen, daß Sie ›fast am Ende‹ seien. Aber Sie halten mich außen vor. Das schaffen Sie noch.«

Ja, was sollte ich ihm sagen? Um ihn zu beeindrucken, erzählte ich die Geschichte von der weggeworfenen Brieftasche. Es beeindruckte ihn nicht. Dann dachte ich, ich erzähle auch ihm die Ödipusgeschichte:

»In meiner beginnenden Pubertät gab's wohl ein sogenanntes Trauma. Ich verband das Geschlecht an sich untrennbar mit

der Person meines Vaters. Ich dachte, wenn ich Frauen gegenüber ein Mann sein wolle, müsse ich so sein wie mein Vater. Die Alternative wäre Homosexualität oder das Leben als Alleinstehender gewesen. Beides war noch unbeschreiblich schrecklicher als das Versagertum meines Vaters. Ich fürchtete mich vor dem Schwulsein, und ohne Liebe konnte ich auch nicht überleben. So mußte ich wohl wie mein Vater sein, wohl oder übel.«

Ich erinnerte mich, daß es in meiner Urschrei-Therapie vor einigen Jahren genau darum gegangen war: um die Auflösung dieser Vernetzung. Da der damalige Therapeut sehr alt und groß war, in jeder Hinsicht ein Übervater, gelang es ihm recht gut, mir einen Gegenbefehl zu vermitteln, der wenigstens kurzfristig den vor Urzeiten eingebrannten Befehl ›Sei wie dein Vater gegenüber Frauen‹ aufhob. Es war eine schöne Zeit gewesen, damals. Leider hatte ich die Therapie abgebrochen, weil sie so bedrohlich erfolgreich wurde. Nur noch wenige Monate, und ich wäre ein anderer gewesen. Dagegen sträubte sich in mir verständlicherweise das latent wirkende, abgespaltene andere Ich, das ein destruktives Terroristenleben führte und das dann abgestorben wäre.

Der zweite Therapeut, den ich an dem Tag noch aufsuchte, erklärte mir das so. Mit dem Eppendorf-Guru war ich bald fertig. An der ersten interessanten Stelle unterbrach er und sagte, die Stunde sei zu Ende. Ich war auch zu spät gekommen, so daß er wohl recht hatte.

Zwischen den Sitzungen ging ich am Eppendorfer Baum spazieren. Ich trank einen Kaffee und schlenderte über den Klosterstern. Es war Anfang Juni und die Sonne schien. Ich dachte, es müsse schön sein, das Leben genießen zu können, die Bäume zu sehen und die Menschen und den Himmel. Ich konnte das nicht. Ich war ein Angstmensch, sobald ich der Mann einer Frau war. Und sobald ich nach draußen ging, nahm ich außer meiner Angst praktisch nichts wahr. Deshalb blieb ich meistens in der Stube und bereitete mich auf die gemeinsamen Stunden